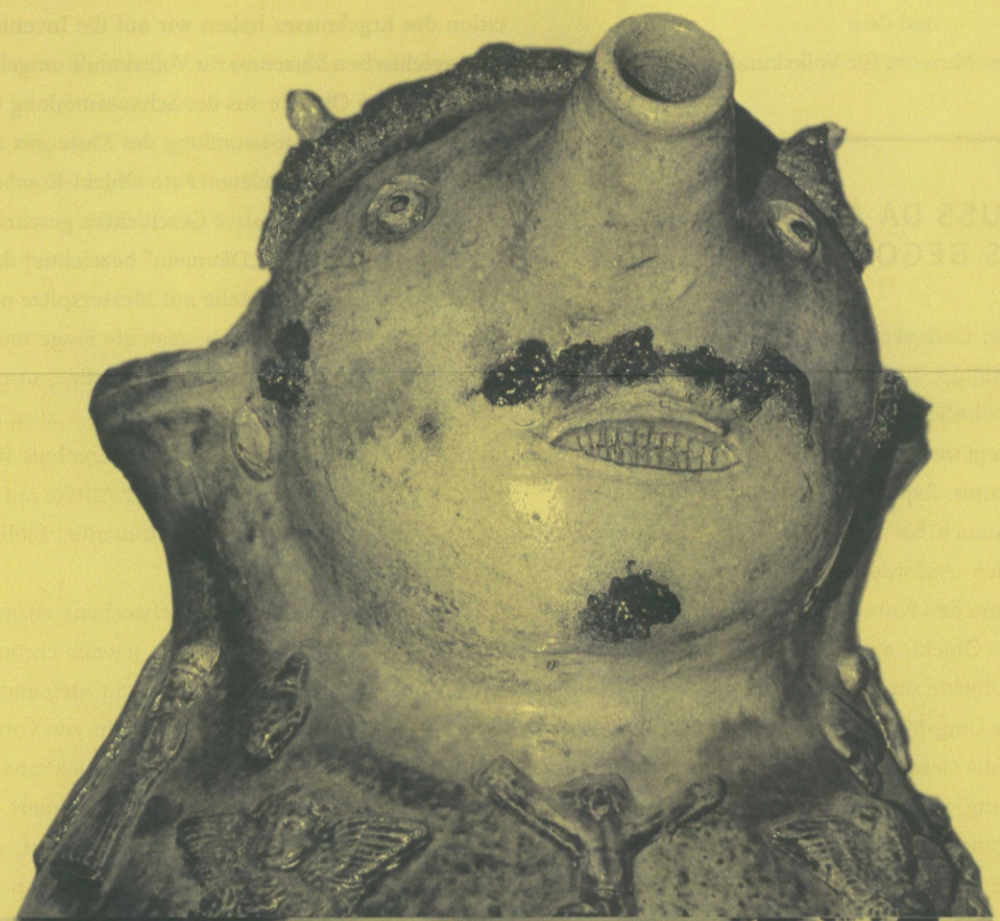
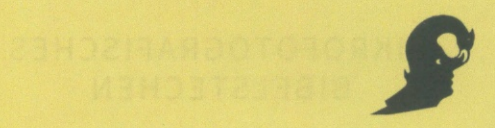


mikrofoto- grafisches

bibel- stechen

Eine Ausstellung
als Einblick und Kommentar



MIKROFOTOGRAFISCHES BIBELSTECHEN

*Eine Ausstellung als Einblick
und Kommentar*



Ein Projekt von
Herbert Justnik und Matthias Klos
und dem
Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien

MAN MUSS DA ANFANGEN, WO ES BEGONNEN HAT

Eine U-Bahnfahrt, ein Gedankenpingpong. Begonnen hat es in den Lücken des Alltags. In einem jener Momente, die im Nachhinein das Gewöhnliche unheimlich erscheinen lassen. Und aus Gewöhnlichem und Alltag bestehen die Exponate eines Volkskundemuseums. Exponate, die aus ihrem Gebrauch gelöst sind. Der Gebrauch hat mehrere Seiten. Objekte und deren Nutzung stellen Anforderungen in zumindest zwei Richtungen, einmal von den Nutzer_innen an das Objekt und einmal von Seiten des Objekts an seine Nutzung. Die im Museum aufbewahrten Objekte sind für uns als Relikte der lebendigen Performanz der Ding-Mensch-Beziehung von Interesse. Wie kommen wir an die Geschichten dieses Verhältnisses?

In der Ausstellung, die dieses Buch begleitet, sind wir von der Frage ausgegangen, wie wir unsere vorgefundene Lebensumwelt – im Fall der Ausstellung: historische Alltagsgegenstände – aus einem ungewohnten Blickwinkel betrachten können. Von da aus entspannt sich das Ringen um die Frage, wie die erstarrten Dynamiken des Alltäglichen, die in den einzelnen Objekten stecken, wieder zugänglich werden. Wir haben versucht, ein Setting in dieser Ausstellung zu kreieren, in dem wir alternative Lektüren dieser Objekte zur Verfügung stellen, bei dem wir aber auch hoffen, dass es so offen ist, dass für die Besucher_innen genug Platz für eigene Imaginationen besteht.

Wir wollten zufällige Exponate der Fotosammlung und der Schausammlung dazu verleiten, das zu erzählen, was sie nicht direkt preisgeben. Das, was man selbst nicht finden kann, weil es der eigene Blick zumeist verdeckt. Deshalb haben wir die Exponate in unwillkürliche Konfrontationen verwickelt. Was sich daraus ergab, haben vierzehn Autor_innen dokumentiert, die sich Zeit für das Lauschen der stillen Beredsamkeit der Dinge nahmen. Sie haben ungeahnte und über Interpretation der Objekte nicht zu erschließende Geschichten gefunden. Sie haben die Exponate in Erzählungen eingewoben, die den Objekten selbst wieder eine eigene Lebendigkeit abfordern.

Als wesentliches Element dieser Ausstellung sehen wir die Besucher_innen, die dieses Angebot annehmen, um zum Alltäglichen Eigenes zu denken. Dieses Buch sehen wir als eine Erweiterung unseres Angebotes. Sie finden die Foto-Objekt-Kombinationen und die Texte der Autor_innen in einem jeweils eigenen Band. Wir haben dieses Buch als ein Objekt gestaltet, das mit dem Setting der Ausstellung spielt. Sie können den Assoziationsprozess der Autor_innen nachvollziehen, während Sie bei der Lektüre der Texte Ihren Blick immer wieder zur jeweiligen Foto-Objekt-Kombination schweifen lassen. Mit den Bausteinen können Sie auch jenseits des Weges springen und die Texte in selbstgewählter Kombination zu den Objekten lesen.

Dieses Buch ist nicht nur zum linearen Lesen gedacht. Es könnte ein Begleiter sein, um der Poesie alltäglicher Objekte und der fotografischen Verhandlung von Alltäglichkeit nach-

zuspüren. Was Sie darin finden, sind Beispiele, aber denken Sie dieses Buch weiter – bürsten Sie es gegen den Strich, tun Sie Dinge damit, die Sie nicht von einem Buch erwarten.

Herbert Justnik/Matthias Klos

MIKROFOTOGRAFISCHES BIBELSTECHEN

Die Praxis des Bibelstechens ist eine Exegese- und Weissagungstechnik, bei der die Bibel an einer zufällig gewählten Stelle aufgeschlagen wird; so wählt man blind eine Textstelle und legt diese einer Fragestellung entsprechend aus. Dieses Prinzip einer zufälligen Auswahl und anschließenden Interpretation des Ergebnisses haben wir auf die Inventarbücher des Österreichischen Museums für Volkskunde umgelegt. Es diente dazu, vierzehn Objekte aus der Schausammlung und vierzehn Exponate aus der Fotosammlung des Museums auszuwählen. Zu den dadurch entstandenen Foto-Objekt-Kombinationen haben Autor_innen assoziative Geschichten geschrieben.

Bibelstechen oder „Däumeln“ bezeichnet das ungezielte Aufschlagen einer Bibelstelle mit Messerspitze oder Daumen, die man im Hinblick auf eine gestellte Frage interpretiert. Es handelt sich demnach um eine – vor allem in evangelikalen Kreisen zum Jahreswechsel praktizierte – aleatorische Technik, die zu einem unvorhersehbaren Ergebnis führt. Orakeltechniken dieser Art tauchen seit der Antike mit unterschiedlichen Bezeichnungen auf (Homeromantie, Bibliomantie, Stichomantie).

Die mit der Praxis des Bibelstechens ausgewählten Fotografien und Objekte haben wir jeweils chronologisch geordnet und die so entstandenen Reihen zueinandergestellt. So traf sich ohne steuernden Eingriff nicht von vorneherein Zusammengehörendes – Fotografie und Objekt aus unterschiedlichen Sammlungen wurden damit kombiniert. Diese Paare haben wir von eins bis vierzehn nummeriert, auf Kärtchen geschrieben und den alphabetisch geordneten Autor_innen zugelost.

Bei der Kombination von Fotografien und Alltagsgegenständen aus der Schausammlung haben wir auf die prinzipielle Bedeutungsoffenheit von Fotografien und auf die poetische Dimension von Objekten vertraut, um ein freies Spiel der Assoziationen zu ermöglichen.

Die Autor_innen bekamen als Information zu den Fotografien nur das, was auf den Archivkartons, auf denen sich die Fotografien befinden, eingetragen ist und die Daten aus dem Inventarbuch. Zu den Objekten aus der Schausammlung des Museums bekamen sie nur die Informationen der Objektlabel. Mit diesen spärlichen Informationen sollte der Blick auf die Objekte möglichst unbeeinflusst bleiben, um dem Assoziationsverlauf so wenig wie möglich entgegenzustellen. Durch den Einsatz des Zufalls haben wir die meisten Entscheidungen in diesem Projekt aus den Händen gegeben. Die bewusste, begründbare und subjektive Auswahl der Objekte und Fotografien wurde durch die gewissermaßen objektive Methodik des Zufalls ersetzt. Man könnte fast sagen: Der Zufall ist zum Kurator geworden. Die Interpretationshoheit über die gezeigten Exponate haben wir ebenfalls übertragen, und zwar auf die frei assoziierenden Autor_innen, sodass es hier zu einer Vielzahl neuer Möglichkeiten des Lesens der Materialien kommt. Nicht die einzelne, wissenschaftlich gestützte Sichtweise einer Kurator_in und des musealen Apparates steht im Vordergrund, die Kontrolle über die Exegese wird von der Institution abgegeben. Jeder der Texte bietet nicht nur einen Zugang zu einem anderen Foto-Objekt-Paar. Je nach Autor_in kommen jeweils unterschiedliche Arten des Assoziierens und damit der Lektüre des imaginären Potenzials dieser Kombinationen hinzu. Die Texte bieten die Chance, Objekte jenseits einer historischen Einordnung zu lesen und sich auf die Vielgestaltigkeit der Dinge einzulassen. Sie hinterfragen die Objektivität der Interpretationen in Ausstellungen.

Für die Ausstellung haben die Objekte die Schausammlung verlassen, sind dort durch temporäre Stellvertreter ersetzt worden und werden in einem Sonderausstellungsraum

in Kombination mit den Fotografien präsentiert. Die jeweiligen Geschichten zu den einzelnen Objekt-Foto-Kombinationen gibt es über Kopfhörer zu hören. Dabei kommt es, wie zuvor schon für die Autor_innen, zu einer Begegnung unterschiedlicher Medien und Materialien aus einander entfernten, heterogenen Kontexten. Hier trifft ein Südtiroler Kasten des 16. Jahrhunderts auf die Fotografie eines Vorgartens im Burgenland der 1950er Jahre. In der Ausstellung tritt nun die zusätzliche Ebene des Hörens einer Geschichte hinzu, die von den Foto-Objekt-Paaren ausgeht. Während der Blick über Foto und Objekt schweift, hört das Ohr den Text. Dieser hat nicht dieselbe definierende Autorität wie ein kuratorischer Text, der ein Objekt wissenschaftlich erklärt. Bei dieser Art der Präsentation haben wir die Hoffnung, dass nicht nur der Assoziationsgang der Autor_innen nachvollzogen werden kann, sondern dass die mangelnde Strenge der Situation es ermöglicht, in das Spiel der Assoziationen mit einzusteigen und sich ihm hinzugeben.

Diese Ausstellung entstand auch aus der Überlegung heraus, einen Einblick in die große Fotosammlung des Volkskundemuseums (sie beinhaltet über 200.000 fotografische Objekte) zu bieten. Mit diesem spezifischen Format zeigt eine kulturwissenschaftliche Sammlung ihr poetisches Potenzial. Auf dass sich die Geschichten, die jede_r von uns immer mit sich herumträgt, entzünden und es zu einer Verlebendigung des Historischen aus unserer Gegenwart heraus und in sie hinein kommt!

Herbert Justnik/Matthias Klos

IMPRESSUM

mikrofotografisches bibelstechen

Herausgegeben von Herbert Justnik und Matthias Klos,
als Katalog Band 98 des Österreichischen Museums für
Volkskunde, zur gleichnamigen Ausstellung vom 13.11.2012
bis 17.02.2013 im Österreichischen Museum für Volkskunde.
www.volkskundemuseum.at

Ausstellung:

Idee: Herbert Justnik

Konzept und Realisierung: Herbert Justnik, Matthias Klos

Display und Grafik: Matthias Klos

Katalog:

Konzept: Herbert Justnik, Matthias Klos, Matthias Noë, Daniel

Terkel | Lektorat: Daniel Terkl | Umschlag: Matthias Klos

Satz Textband und Bildband: Matthias Noë

Verlag: hochroth, Wien | ISBN: 978-3-902871-16-9

Dank an die Autor_innen, an das Team des
Volkskundemuseums und an alle, die uns unterstützt haben.

INHALT

<i>Textband</i>		<i>Bildband</i>
1	Ann Cotten (Schriftstellerin)	2
3	Paul Divjak (Polyartist)	4
5	Tina Glaser (Autorin)	6
7	Gregor Guth (Schriftsteller)	8
9	Mathias Illigen (Autor)	10
11	Mara Mattuschka (Künstlerin)	12
13	Hanno Millesi (Schriftsteller)	14
15	Helmut Neundlinger (Autor)	16
17	Martin Prinz (Schriftsteller)	18
19	Kathrin Röggl (Schriftstellerin)	20
21	Nina Schedlmayer (Journalistin)	22
23	Claudia Slanar (Kritikerin)	24
25	Andrea van der Straeten (Künstlerin)	26
28	Monika Wulz (Philosophin)	28

MIKROFOTOGRAPHISCHES



Textband

hochroth

BIBELSTECHEN

ISBN 978-3-902871-16-9

Ann Cotten

DAS MÄDCHEN IM PRÄPARAT

*The handwriting of poor man is troubled.
The handwriting of troubled man is poor.*

Man fällt halb aus dem Fahrzeug, um etwas zu kontrollieren. Man fällt halb aus dem Fahrzeug, um jemanden zu begrüßen. Die Gehschule fährt immer weiter. Ihre Glieder sind exzentrisch gedreht, wie ein Kichern, wie ein liquides regelmäßiges Schaudern, ein Schüttelfrost, eine fortlaufende Interferenz. So etwas soll uns stützen? Innere Linie. Roxy Music – die Stimme von Brian. Die Form, die sie andeutet: dies ist für dich zum Hinauswachsen da. Sie lehnt aus dem Fenster und fällt. Sie lehnt aus dem Fenster und jubelt. Das Fallen ist Fortschritt, nun ist sie woanders.

Meine Schriftzeichen überschreiten laufend die Ränder der Kästchen, so wie ein Baum, der zwar guten Willen zeigt, aber in der eifrigen Verwirrung des Wachsens die Einhaltung des Kastens nicht hinkommt, und so ist es mit dem Job, so gerne man darin aufgehen würde, man ist doch ein Stier im Porzellanladen und geht woandershin auf. Es braucht nur ein Freund kommen und die Seele an alles erinnern, was sie ganz macht.

Die gelassene Umrandung ist Schmutz, Schmuck. Dicke Seidenfransen, mehr als einen halben Meter lang, mehr als drei Zentimeter dick aufgelegt, liegen auf dem Pferdehintern in der Glücksparade, die Fäden kreuzen

zen sich, wenn das Pferd hüpf, und dieses leichte Durcheinander verstärkt den Effekt von Überfluss, den die dicke Franse macht.

Ich greife mit der Hand seine Taille, den Kleinen Rücken, mein Arm liegt über ~~seinen~~ seinem Nacken. Will er Heimat oder Griff? Ich mache beides, abwechselnd, absichtlich ungeschickt ungestüm zögernd fahre ich eine Seite entlang. In der Musik strotzt der *wobbly* Beat herum, die Unsicherheit macht das, was sicher ist, deutlicher hervortreten. Dieser hier ist ein guter Sänger, weil er leicht aus den Einsätzen ausschert. Wie er es singen muss vom Herzen aus ist mal zu groß, mal zu rasch für den Takt. Ich stürze wegen der dicken Schlapfen fast die Treppe der Jugendherberge hinunter. Ich mag sie: Sie zeichnen nicht meine Füße, sondern irgendjemandes Füße.

Jede Aufgabe, die aus zwei zu verbindenden Topoi besteht, oder mehr, wenigstens mir und der Aufgabe, zwei sehr ungewisser Topoi, löse ich gerne, indem ich in die Richtung losgehe. Wird es ausfransen? Es ist ein Loch im Toilettenpapier, das so so dünn ist, es ist mir was über, ich prüfe den Finger; nur ein Tintenfleck. Wer den Posex kennt, wird sich nicht wundern, nicht ekeln. Gelobst du dich der schmalen hohen Kathedrale der Reinheit oder dem Ausgang?

A man with handwriting is neither troubled nor poor.

Im Wagen vor mir sitzt ein junges Mädchen. Sie ist nicht allein und sie scheint Braut zu sein. Genau genommen zeichnet sich nur ein Schleier ab, um ihren Kopf, im Gegenlicht. Sie selbst bleibt Phantom, im Schatten des Wageninneren verborgen.

Auf der Rückbank, neben ihr: ein Mann. Es ist der Bräutigam, so will es die Legende. Er hat sein Gesicht von ihr abgewandt. Auch er bleibt nur Schema, unbekanntes Silhouette im Hintergrund.

Vor ihnen, am stolzen Lenkrad: der Fahrer. Er blickt über die rechte Schulter nach hinten. Neben ihm, auf dem Beifahrersitz, haben zwei Mädchen Platz genommen: Junior-Brautjungfern, fein herausgeputzt. Von jeher dazu auserkoren, die bösen Geister zu verwirren. Kennen sich ja nicht mehr aus: alle so in Weiß. Und überhaupt. (Als ob die Geister derart blöd wären.)

Am Wegesrand steht der Pulk; die angeschnittene Gemeinde der Gratulanten. Unter ihnen: ein Mann mit einem Doppler in der Rechten; bloß noch zur Hälfte gefüllt. Ob die Flasche nun halbvoll oder halbleer ist, das sollen andere entscheiden. Ihm geht es einzig und allein darum, den vergorenen Rebensaft zu verschenken. Agape am Wegesrand.

Panta Rhei. Alles fließt: Und bald schon wird die Hochzeitsgesellschaft ihre Fahrt fortsetzen. Und vielleicht am nächstgelegenen Brunnen haltmachen, den eine Figur schmücken könnte wie jener alte Holzkopf.

Ein geschnitztes Objekt, ein sensibles Objekt, auch wenn es zunächst gar nicht so den Anschein macht.

„Obwohl Orientalen den Alpenbewohnern nur aus Erzählungen bekannt waren, ist dieser Brunnenfigur die Gestalt eines grausam blickenden Türken gegeben worden“, heißt es in der Beschriftung des Exponats. Und so schreiben sich in die Lesart dieses Kopfs ohne Fassung auch späte Rassismen ein, Abdrücke der ethnologischen Katalogisierung.

Und dabei, ich bin ganz sicher, handelt es sich bei diesem hölzern-gegerbten Antlitz mit der stilvollen Strickmütze doch erwiesenermaßen um den „bösen Bauern“, einen lokalen Tyrannen, der vor Jahrhunderten das gesamte Pustertal drangsaliert hatte.

Tag und Nacht zitterte des bösen Bauern buschiger Oberlippenbart. Tag und Nacht hörte man ihn brüllen. Niemand konnte ihn besänftigen.

Sein Blick allerdings ist so grausam gar nicht. (Wenn man genauer hinsieht, kann man darin Verhaltenheit entdecken, auch etwas Ängstliches.) Es ist das Gebiss, das dem Mann etwas Herrisches und Aufbrausendes verleiht. Er zeigt seine Zähne. Und dabei wollte er doch gar nicht poltern, bloß verstanden und gemocht werden: das wünschte er sich so sehr.

Wenn man sich dem alten Brunnenkopf heute nähert, langsam, ganz langsam, dem geöffneten Mund noch etwas näher kommt, hört man ihn zwar nicht sprechen. Aber: der Geruch des jahrhundertealten Holzes scheint mit einem Mal seine wahre Geschichte zu erzählen ...

Als mich meine Mutter zu einer, man muss fast sagen, Straftat anstiftete, war ich ein wenig überrascht. Auf einem Spaziergang in der Umgebung meiner Geburtsstadt waren wir am oberen Ende der Altstadt bei einem Haus stehengeblieben. Das Haus, teilweise in die alte Stadtmauer gebaut, hatte sich durch Lage und Bauweise zu eigen gemacht, zwei Eingänge zu besitzen, die so den Wald auf der einen und die Stadt auf der anderen Seite miteinander verbanden. Meine Mutter, müde von unserem Spaziergang, schlug vor, wir sollten, da die Türen immer unversperrt waren, durch das Haus laufen, um so den längeren Rückweg in die Stadt abzukürzen. Meinen Einwurf, dass wir uns unbefugten Zutritt verschafften, tat sie damit ab, dass wir das schon unzählige Male in meiner Kindheit getan hatten. Und tatsächlich, als wir den langen Korridor betraten, wie eine Brücke zwischen da und dort, dämmerte mir eine inzwischen fast vergessene Kindheitserinnerung. Ich erkannte, während wir hastig den Korridor passierten, den alten, eintürigen Giebelschrank, der gleich rechts neben dem Eingang stand. Immer schon hatte ich mich gefragt, wer die tiefen Rillen in das weiche Holz geritzt hatte. Ich hatte keine Ahnung, welchem Verwendungszweck der Schrank zu seiner Zeit untergeordnet war. Auch deutete nichts darauf hin, dass man ihn nun benutzte. Der Weg von einem zum anderen Ende schien mir merkwürdig lang. Dort angekommen, öffnete sich vor uns ein schöner Vorgarten, dessen Anordnung eigentlich

gar nicht dem üblichen Stil der Gegend entsprach. Es war seltsam, doch es schien mir fast so, als ob den Wiesenblumen, die recht wild und ohne erkennbare Ordnung wuchsen, trotz ihrer Schönheit etwas fehlte. Ich dachte zuerst, es läge vielleicht an der Blendung, der man, aus der dunklen Wohnung kommend, ausgesetzt war. Doch auch nach ein paar Minuten konnte ich beim besten Willen keine Farben erkennen.

Als ich aufwachte, brauchte ich eine ganze Weile, bis ich begriff, dass ich in meiner Kindheit weder den Giebelschrank, an den ich mich zu erinnern geglaubt hatte, noch den Vorgarten, ja nicht einmal das Haus, jemals gesehen hatte.

Gregor Guth

MESSINGSCHÜSSEL MIT STOFFDIRNDL UND INVALIDER
NACHBARIN, STEIERMARK, CA. 1964/65

Diese schöne und außerordentlich bedeutende Messingschüssel gehört zu einem neunteiligen Set, das Szenen aus der neusteirischen Legende vom Stoffdirndl zeigt. Sechs Schüsseln sind im Bestand des Universalmuseums Joanneum in Graz, drei gelten als verloren. Die Gruppe wurde im Jahr 2117 in Höch (Südsteiermark) entdeckt. Sie war mit einem auf mehrere Weihkörbe verteilten Schatz aus Juwelen und Gold vergraben, von dem sich ein großer Teil heute ebenso in der Sammlung des Joanneums befindet, eine Gabe von Peter Heinrich Kiang im Jahr 2133. Ursprünglich wurden die kleineren und mittelgroßen Schüsseln rund um die hier gezeigte Hauptschüssel angeordnet, deren Schauseite des Stoffdirndls kühnen Kampf gegen die invalide Nachbarin darstellt. Die Rückseiten aller Schüsseln tragen die Kontrollstempel des steirischen Landeshauptmanns Josef Krainer sen., der die Anfertigung des Sets beim Landesbeckenschläger in Auftrag gegeben haben könnte, um seine siegreichen Feldzüge gegen die Niederösterreicher in den Jahren 1963–64 zu feiern. In diesem Krieg, der zur Rückeroberung Leobens am 28. März 1964 führte, soll Josef Krainer sen. die an Manneszahl weit überlegenen Truppen der von der niederösterreichischen Landesregierung Figl II entsandten Söldnergeneralin Ellen Müller-Preis durch einen vorgetäuschten Rückzug in einen vernichtenden Hinterhalt

gelockt haben. Ein Ereignis, auf das die Abbildung des listigen, vor der tödlichen Tragtasche der invaliden Nachbarin nur zum Schein davonlaufenden Stoffdirndls vermutlich anspielt. Von einer martialischen Bildersprache zeugen auch die Darstellungen auf anderen Schüsseln, wie etwa das böswillige Abwerfen des Weihkorbs oder die Scharfmachung des friedliebenden Lieshundes, zwei in der Spätphase des Neostyriazismus äußerst beliebte Motive.

Mathias Illigen

DODAHOGGANDEDEOEWEUDODAHOGGANDAN

Als ich 1996 nach Wien übersiedelte, war einer meiner ersten Eindrücke, den ich von den Menschen hier hatte, der, den Elisabeth Spira im ORF vermittelte. Dort sagten die Wiener so Worte wie: *Nega, Piefke, die Gscherten aus de Bundesländern, de Jugo und de gonzen ondan Muselmanen, oder wos de san*. Der Wiener war, so sah ich es im ORF, ein durch und durch grausiger, abstoßender Mensch, der vor allem eines war: xenophob.

Mittlerweile wohne ich am Fuße des Wilhelminenberg in Ottakring und esse im Sommer öfter im Heurigen „Herrgott aus Sta“ zu Abend. Der weiße Spritzer kostet dort einen Euro fünfzig. Neben alten und neuen Ottakringern kommen auch junge Menschen mit Vivienne-Westwood-Shirts und American-Apparel-Shorts zum Herrgott aus Sta. Als ich meine Frau bei unserem letzten Besuch darauf hinwies, antwortete sie mir, dass die modischen Herrschaften sicher mich anschauen und sich denken würden: da sitzt einer mit Burberry Blazer und Rehpinscher im Arm im Herrgott aus Sta.

Meine Frau kennt die Wirtin. Sie sagte zu mir, die jungen Menschen würden immer öfter kommen. Traditionen und Brauchtum sind in und in einer gewissen Art und Weise äußerst hip. Und wo gibt's bitteschön einen Spritzer um einen Euro fünfzig?

Natürlich esse ich dort eine bochane Blunzn. Traditionelle Hausmannskost ist nämlich so ziemlich das Beste

was es gibt. Die Blunzn esse ich mit einem woarmen Krautsolod und an Knedel.

Über dem Gastgarten hängt seitlich eine große Holztafel am Gebälk. Auf der steht zu lesen: DODAHOGGAN-DEDEOEWEUDODAHOGGANDAN. Als ich den Vater eines Freundes fragte, was das denn heißen würde, sagte er: „Wenn du das lesen kannst, bist du in Wien aufgenommen. Dann bist du ein echter Wiener.“ Das Wort bedeutet: die die hier sitzen sind hier schon immer gesessen und sitzen auch weiterhin hier. Also auch schon 1914, 1938, 1955, 1989 und 2000 und auch heute und morgen.

Ich bekam dabei ein irgendwie seltsames Gefühl und so antwortete ich: ich werde das wohl nie lesen geschweige denn richtig aussprechen können und demnach niemals ein echter Wiener werden.

Wie ein Hampelmann hängt der Landsknecht in seiner Schlüsselposition. Verschmitzt und finster zugleich blickt er, warnend und einladend. Federgeschmückter Eisenhut über dem Mondsichelgesicht mit Spitzbart. Großzügig das Gewand. Das Schwert verrutscht wie ein Ersatzpenis.

Zwischen den Lenden, da wo normalerweise das wichtige Stück Mann stehen soll, gähnt ein Loch – ein Schlüsselloch. Steckte man den passenden Schlüsselbart eines Sperrhakens hinein, dann verhülfe man dem Unvollkommenen zur Ganzheit. Komisch ist das, da es gerade die Landsknechte waren, die die extravagante und provozierende Mode des ausgepolsterten Hosenlatzes mit Schamkapsel einführten, um ein besonders großes Geschlechtsteil vorzutäuschen.

„Es ist durch die bank hindurch alweg und alzeit ein böss unnütz volk, nit wenige dann münch und pfaffen. Ist es im krieg, so ist under tausend kaum einer an seinem sold begnuegig, sunder stechen, hawen, gotslestern, huoren, spielen, morden, brennen, rauben, witwen und weisen machen, ist ir gemein handwerk und höchste kurzweil. Kummen sie denn nach dem krieg mit dem bluotgeld und schweiss der armen heim, so machen sie ander leut mit inen werklos, spacieren müessig in der statt creuzweiss um mit jedermann ärgernis, und sind niemand nicht nutz denn den württen und stellen sich, als sei inen geboten, sie sollen eilends wider verderben“ – so ein Chronist. Die Landsknechte, anfangs angesehene Soldaten im

Dienste der Fürsten, verwandelten sich in Friedenszeiten zu Plünderern und Marodeuren. Wohin mit der ganzen antrainierten physischen Überlegenheit? Gnade!

Neu ist das nicht. Bereits Juvenal hat sich die Frage gestellt: „Quis custodiet ipsos custodes?“ „Wer soll die Wächter selbst bewachen?“ Wer beschützt uns vor unseren Beschützern?

Für unseren Landsknecht vom Schlossschild gilt freilich die Unschuldsvermutung. Die Patina edelt ihn, macht aus ihm einen Meister unter den Dienern. Einen Meister im Ruhestand.

Das Bild daneben. Die alte Fotografie eines Nachtwächters. Der Name ist uns überliefert: der Mann hieß Toni Prinz. Diesen Menschen gab es wirklich! Erinnert sich noch jemand an ihn? Und: werden wir, Betrachter dieses Bildes, je imstande sein, uns an ihn zu erinnern?

Entfernt nimmt man das nächtliche Pfeifen des Windes, das Geheul der Hunde, den rauhen Gesang der Betrunkenen wahr. Bilder werden lebendig. Stammen sie aus unserer Phantasie oder vielleicht aus seiner Erinnerung? Bietet uns der Wächter freiwillig einen kleinen Teil seines Erfahrungsschatzes an, den zu stehlen sich zu seinen Lebzeiten niemand die Mühe machte?

Bewaffnet mit einer Hellebarde, einer Laterne und einem Horn patrouillierte er durch die damals noch nicht beleuchteten Gassen, um vor Dieben, Feuer und Überfällen zu schützen. Trotzdem musste der Wächter draußen, vor der Tür der bürgerlichen Gesellschaft, bleiben. Ein Außenseiter, der womöglich zu viel wusste.

Wer aber soll die Beschützer beschützen?

Als einige Bauern, die anlässlich eines Festaktes aus dem benachbarten Dorf herübergekommen sind, sich ungeübt zuraunen, das Hochzeitsornat des hiesigen Pfarrers sähe, verglichen mit dem Sonntagsstaat ihrer Kühe, wie ein alter Lumpen aus, wird es dem geschmähten Gottesdiener zuviel.

Schweren Herzens lüftet er mit einem Beichtgeheimnis auch das Geheimnis hinter der Blasiertheit der Besucher aus der Nachbarschaft. Wie sich herausstellt, haben die Dorfältesten aus dem Verlauf eines Unglücksfalls, von dem ihre Ortschaft heimgesucht worden ist, ihre ganz persönlichen Schlüsse gezogen. Ein prominenter Feriengast hat in betrunkenem Zustand eine nicht prominente Anhalterin niedergefahren. Angeblich wollte er stehen bleiben, sie zu sich ins Auto holen und ... hielt jedoch derart stümperhaft an, dass die junge Frau dabei umgefahren und getötet wurde. Exakt lässt sich das nicht mehr rekonstruieren, muss auch nicht rekonstruiert werden. Was geschehen ist, ist geschehen, und wer kann sagen, ob überhaupt jemand um die Ausreißerin trauert? Sicherlich nicht, wer gar nicht weiß, was aus ihr geworden ist. Der Prominente zeigt sich erkenntlich. Neben ein paar glitzernden Schmuckstücken, die er den Milchbauern überreicht, organisiert er einen Vortrag des angesehensten Ökologen und sorgt für einen Wikipedia-Eintrag, der die sprichwörtliche Gastfreundschaft der Ortsansässigen hervorhebt. Unter den Dorfbewohnern verdrängt die Freude

über diese Zuwendungen die anfängliche Skepsis bezüglich der damit verbundenen Verschwiegenheit; und zwar so gründlich, dass, wer zunächst zu den Zweiflern gezählt hat, nunmehr die Idee befürwortet, nicht so lange zu warten, bis wieder ein bedeutender Städter ausgerechnet auf ihrem Ortsgebiet eine Tragödie verursacht, sondern anzubieten, das eine oder andere Problem in der aufrichtigen Einfältigkeit des dörflichen Alltags versickern zu lassen. Lediglich ein Bauer, der von der Gemeinschaft gemieden wird, seit er – dem Rat des Ökologen folgend – damit begonnen hat, getrockneten Kuhmist als Brennmaterial für die bevorstehenden Wintermonate vor seinem Haus zu horten, schert aus. Während die anderen Anregungen darüber austauschen, wie ein prominenter Gesetzesübertreter ungenannt bleiben könnte oder sich eine Spur durch Beobachtungen eines arglosen Mütterchens verwischen ließe, nutzt er ein vertrauliches Gespräch mit dem Pfarrer des Nachbarortes, um seinem Ärger Luft zu machen.

Helmut Neundlinger

DER ZUFALL SCHICKT MICH AUF DIE REISE

Der Zufall schickt mich auf die Reise. Ich reise selten, umso willkommener sind mir deshalb Aufträge, die mich wenigstens geistig in Bewegung setzen. Ein Zeitbild und ein Raumbild schickt man mir: Fixierungen von Epochen, zu denen ich mir über diese Zeugnisse gleichsam durch die Hintertür Zutritt verschaffe.

Die Postkarte aus Oslo hält einen Augenblick aus dem Jahr 1962 fest. Alles an dem Straßenzug vor dem Hotel wirkt wohlgeordnet: der Verkehr, die Geschäfts- und Häuserfronten, die Männer in Anzügen und die Frauen in langen Kleidern. Alles scheint einem unsichtbaren, regelmäßigen Fluss zu folgen. Mein Blick fällt auf eine gekritzelte Figur am obersten Balkon des Hotels. Wer hat sich hier verewigt und was verbirgt sich hinter dieser Markierung? Die Balkontür ist die einzige, die offen steht. Vom dahinterliegenden Zimmer lässt sich jedoch nichts erkennen. Die Dunkelheit macht mich neugierig und argwöhnisch. Hotels als Orte der Anonymität und der Geschichtslosigkeit eignen sich hervorragend als Projektionsfläche für abenteuerliche Fantasien. Mich streift die Erinnerung an ein Hotelzimmer in Lemberg, an dessen Wand längst vertrocknete Blutspuren zu erkennen waren. Meine Gedanken versickern allmählich im schwarzen Loch der offenen Fenstertür.

Das Taschentuch mit der Eisenbahnkarte der österreichischen Kronländer reicht bei weitem nicht nach Oslo.

Dafür verzeichnet es zwischen Lemberg und Triest ein wahres Feuchtgebiet an Sehnsuchtsdestinationen. Man konnte sich an sein Reiseziel regelrecht heranschnäuzen. Das Netz aus Linien und Punkten scheint jede noch so unscheinbar aufklaffende Bodenlosigkeit augenblicklich aufzufangen. Mein Blick fällt auf die kleinen Flecken, die sich auf dem Taschentuch finden. Die Farbe macht mich neugierig und argwöhnisch: Spuren von Schmutz oder gar Blut? Wer oder was hat sich hier verewigt? Das Gefühl eines mäßigen Ekels steigt in mir hoch, je konkreter ich an die Spuren der Benützung denke. Intimität dieser Art ist unteilbar und unvermittelbar. Und dennoch ist sie da – sichtbar, vorstellbar wenigstens. Ein unlesbares Zeichen, in das sich meine Gedanken verbeißen und allmählich wieder loslassen.

„Er hat mich schon“, sagte er zu mir. Er deutete auf den geflochtenen Hut, den ich tagelang gesucht hatte. Ich wollte etwas sagen, doch meinte er offenbar etwas anderes.

„Der Winter“, sagte er und tat sich um einiges schwerer als am Vortag. Er brachte keine ganzen Sätze mehr heraus.

„Der Winter ist immer noch die andere Hälfte.“

Ich verstand ihn nicht. Oder wollte ihn nicht verstehen. Nicht jetzt. Ich spürte, dass es nicht um früher ging, um sein Tal, seine Kindheit und den Hof am Berg. Auch nicht um die Option unter den Nazis und die Tatsache, dass er sich nie mehr nach Südtirol zurückgetraut hatte.

Es dämmerte draußen. Wir waren allein. In den Blicken der Nachbarn auch heute wieder die Frage, ob er es endlich vorüber habe. Morgen wollten die Kinder mit ihren Familien kommen.

„Ihr wisst nicht, was ein Winter ist“, hatte er zu den Kindern und mir immer gesagt. „Keine Ahnung habt ihr.“ – Und begann zu erzählen, vom Vieh im Stall, das auch die einzige Heizung der darüber gelegenen Kinderstuben war. Von der Stille und vom Warten, von den Schlägen des Vaters und all den endlosen kleinen Arbeiten.

„Draußen schrie das Vieh, davor fürchtete ich mich bereits im Sommer“, sagte er. „Und ich spürte, wie sich

auch die Eltern fürchteten, bei jedem Regen vor dem Mähen, bei jedem Anzeichen von Fäule am Getreide.“

Seit ein paar Stunden deckte er sich nicht mehr zu und zitterte. Er griff nach meiner Hand. Seine Finger waren noch immer stark. Er sah mich an.

„Geh jetzt.“

Ich rührte mich nicht und er drückte mich fest. Danach ließ er keine Berührung mehr zu.

„Mich hat er schon“, sagte er immer wieder. „Mich hat er schon.“

Dann ging ich.

Jetzt, wo alle Autos fehlen, die Motoren und Traktoren, jetzt, wo die landwirtschaftlichen Maschinen aufgegeben haben, der Strom komplett ausgefallen ist und nicht nur tageweise, kommt man hier in unserem Haus auf so manche Idee. Die Rückkehr zu vormaligen Techniken wird uns aber auch nicht weiterbringen, das hat sich gerade in den letzten Monaten gezeigt. Das Bestellen von Feldern in der inneren Stadt ist genauso wie die Einrichtung von kommunalen Gemüsegärten eine Chimäre, ein Traumbild, das uns nicht weiterhilft. Aber gut, irgendwelche landwirtschaftlichen Bücher liegen bei der Nicola bereit, man kann sich gerne Klarheit verschaffen, wenn man möchte.

Es gibt ja derzeit jede Menge Unklarheit im Raum. Z. B. weiß niemand, wie das Ochsengeschirr zu den Kramers gekommen ist, von den Duric, zuerst zu Waldl und Birnbauer, die es bis heute als das ihrige ausgibt, dann zu der Duric und letztendlich zu den Kramers. Alle wollen plötzlich Eigentümer sein. Im Jahr 2019 gab es eine ähnliche Kontroverse um ein kleines Pferdegeschirr, obwohl niemand weit und breit Pferde sehen konnte. Und: Sehen wir hier Ochsen? Nein. Na also, sagen die Zumthors. „Das ist kein Ochsengeschirr“, pflegt dann die Birnbauer zu sagen, aber der Waldmüller weiß es besser, „wohl, wohl. Der Schlupfel und die Duric haben das als Ochsengeschirr bestätigt, und die müssen es wissen.“ Die Kontroverse

wird nicht beigelegt werden, aber was beigelegt werden muss, ist der Streit um das Haus, das sich plötzlich als ehemaliger landwirtschaftlicher Hotspot erweisen möchte. Lächerlich bei den Quoten, die es liefert. Man hat aber nicht lange forschen müssen, um herauszufinden, dass nicht nur die Weinverarbeitung hier völlig schief ging, sondern auch die Umverteilung der Lebensmittelkarten. Selbst der kleine Schwarzmarkt, der sich hier etabliert hat, wurde schon 2021 beseitigt, immerhin ein Jahr vor der großen Krise. Es gab einige Tote, von denen noch lange die Rede war. Ein ehemaliger Landrat, sagten sie, hat mit einem ehemaligen Geheimrat dort einen ehemaligen Regierungsrat und einen Zuträger beseitigt. Das Ochseneschirr sei erst später aufgetaucht, heißt es.

Wie aber alle heute Platz finden sollen in dem Haus, ist immer noch strittig. Es wäre besser, wenn man die Hausorganisation nicht von den Kramers erledigen ließe. Sie bestimmen schon zu lange, wohin mit den ganzen Flüchtlingsfamilien. Wer wo wohnen darf und wie lange. Alles in allem kann man sagen: Die Häuser sehen trist aus in diesem ewigen Winter, da kommt man mit einem Ochseneschirr, das ein Pferdegeschirr sein will, auch nicht dagegen an.

Nina Schedlmayer

WER WAR DANIEL A. KAJON?

Wenn man zwei Dinge betrachtet, findet man immer eines anziehender als das andere. Das Zunftschild des Zimmermeisters Johann Hörmandinger hat seine Reize: Durch die helle Farbe auf dem dunklen Grund leuchtet es, fast ein bisschen geheimnisvoll. Und die Dachstuhlkonstruktionen könnten, betrachtet man sie isoliert, auch minimalistische Zeichnungen sein. Dennoch interessiert mich das „Straßenleben auf dem Lande“ mehr, denn es gibt Rätsel auf. Was macht der Mann mit dem Esel, zurrer er etwas auf diesem Gestell fest? Was ist das überhaupt für ein Ding auf dem Rücken des Tieres? Warum sitzen die Buben in den Körben? Können sie nicht gehen?

Wüsste ich genau Bescheid darüber, was es darstellt (weil ich zum Beispiel dort leben würde, wo es aufgenommen wurde): Erschiene es mir genauso spannend? Die merkwürdige, komplexe Konstellation des Bildes spricht dafür. Ein Detail dieser surrealen Mensch-Tier-Gruppe erscheint, aus dem Kontext gerissen, wie ein Vexierbild: Aus dem rechten Korb scheinen unten die Beine des Esels zu wachsen – der Junge könnte auch einen kindlichen Satyr, der gerade davonlaufen will, darstellen. So könnte das Bild auch eine mythologische Erzählung illustrieren.

Das Schild dagegen erscheint mir flach. Es soll vor allem informieren und werben. Es richtet sich an Vorübergehende, nicht an jemanden, der oder die es lange studiert. Die sogenannten W-Fragen – was, wer, wann, wo,

warum – sind beim Schild weitgehend beantwortet, beim Foto dagegen kaum. In diesem Moment würde ich gerne mehr von diesen Zunftschildern sehen, sie mit dem aus Aurolzmünster vergleichen. In das eigenartige Foto kann ich mich dagegen noch eine Zeitlang vertiefen. Es gibt schließlich noch viele, viele Fragen: Was ist das für ein Zaun? Was grenzt er ab? Sind wir draußen oder drinnen? Warum heißt es „Straßenleben“, wo es doch gar keine Straße gibt? Ist das dahinter ein Wald oder vielleicht ein Park? Wo genau wurde es überhaupt aufgenommen? In welcher Beziehung stehen die Personen zueinander? Wer war Daniel A. Kajon?

So beginnt ein Film noir: schwarzweiß, Nacht, eine Frau, blond, nur mit einem beigen Trenchcoat bekleidet, mit bloßen Füßen auf einer Landstraße dahinstolpernd. Ein Cabrio hält, ein Mann nimmt sie mit in die nahe Stadt. Die Stadt der Engel. Viel später wird sie eine Kiste öffnen oder eine Schachtel oder auch eine Schatulle. Das ganze endet in Schock und hysterischem, nicht enden wollendem Gelächter. Und vermutlich Tod. Diese Schachtel ist dem Mythos am nächsten. Es ist zu bezweifeln, dass sie nur eine Fotografie enthalten hat. Außer vielleicht es hätte sich um ein Remake des Films gehandelt.

Doch dieser Film bleibt nur Zitat in einem anderen. Und diesmal ist die Kiste eine kleine blaue Box, ein mit Wünschen, Begierden und Alpträumen besetztes Objekt. Sie enthält ihre eigene Mechanik und ein undurchdringbares Schwarz, das als solches schockiert. Sie ist der Angelpunkt für Erzählungen, die aneinander entlang gleiten ohne die geringste Erklärung oder gar Auflösung anzubieten. Geschichte ohne Moral. Das ist schwer zu ertragen.

Ein anderer Film, eine andere Schachtel, Schatulle oder gar Kassette: Sie ist aus Holz, braun und unscheinbar. Ein Vater hat sie für seine Tochter gemacht, ihren Namen eingeschnitten. Der Vater, der im Gefängnis sitzt für einen Mord, den er natürlich nicht begangen hat. Denn wahre Mörder schnitzen nicht in Hollywood. Die Tante überbringt die Kassette, da die Tochter seit Jahren an die

Schuld des Vaters geglaubt und jeden Kontakt mit ihm abgebrochen hat. An der Innenseite des Deckels klebt eine Fotografie von Vater und Tochter. Das Happy End ist so vorhersehbar wie der Ort dieses Fotos. Der Vater wird freigesprochen, die Tochter drückt sich anfangs noch schüchtern vor dem Justizgebäude herum, in einer aus der Mode gekommenen Jacke. Sie ist schließlich white trash. Aber auch ihr wird vergeben, und sie wird in den Schoß der Familie aufgenommen, die nun aus Bruder, Schwester und Kindern besteht. Die Schatulle ist an dieser Stelle längst vergessen, sie ist vermutlich immer noch leer.

normale Lautstärke:

Ich sehe ein altes Bild mit vier Männern, von denen drei viel zu sagen haben: denn sie halten sich fest an den Schrifttafeln vor ihnen, die so groß sind, dass sie gerade und gerade ihr Geschlecht verdecken.

Ein Landesfürst trägt Rüstung und Schwert: „Ich mit meiner Macht viel Land und Leut an mich gebracht.“

Ein Pfaffe schaut in den Himmel und hält sich fest an seinem Hirtenstab: „Ich mit meiner Lehr' viel Leut zu Gott bekehr.“

Ein Bauer hat den Dreschflegel geschultert: „Ha Ha! Wenn Gott und ich nichts thät', Ihr beide nichts zu essen hätt.“

Ja natürlich füttert der Bauer sie alle mit seinem Getreide, seiner Butter, seiner Milch, seiner Kirchensteuer ...

geflüstert:

Und was essen sie heute: die Landeshauptmänner und ihre Stellvertreter, ihre Parteikollegen und Freunde in den Pausen – zwischen der vielen Arbeit und all den Leistungen, die sie erbringen und an die sie sich manchmal gar nicht erinnern können, auch wenn sie fürstlich dafür bezahlt worden sind –

normal laut: KAISERSEMMELN, MOHNFLESSERLN –
BROT?

geflüstert:

Und was isst manchmal verstohlen ein Gemeindediener, ein Priesteranwärter, ein Pfarrer, vielleicht gar ein Bischof oder Kardinal, damit die Sache läuft wie geschmiert, wenn auch unauffällig –

normal laut: BUTTER?

geflüstert:

Was hat der Finanzminister zum Frühstück getrunken, an diesem Tag als er den Koffer gepackt hat, so ordentlich mit den vielen sortierten und gebündelten Geldscheinen, um ihn dann ganz einfach über die Landesgrenze zu tragen –

normal laut: LATTE MACCHIATO oder eine einfache
MILCH?

geflüstert:

Und der Hedgefondsmanager in aller Eile, ganz in der Früh, im Stehen, löffelt er aus den Schüsselchen der Kinder –

normal laut: die HONIGPOPS?

sehr laut:

„Ha Ha! Wenn Gott und ich nichts thät', Ihr nichts zu essen hätt.“

normal laut:

Ja natürlich ist dieses Bild historisch.

Die Stände haben keine Bedeutung mehr? Der Stand aber, der Stand des Einzelnen ist so wichtig wie vorher. Ohne den Stand kommt man über einen Würstelstand nicht hinaus.

Zurück zum Ursprung. Dem Land, in dem Milch und Honig fließen ...

Wir essen alle mehr? Wir essen und trinken alle besser? Manche essen und trinken noch besser und noch mehr.

Ach ja, den stummen Gott in der Wolke über dem Bauern, dem Pfaffen und dem Landesherrn habe ich nicht beschrieben ...

Und da ist auch noch ein anderes Bild: es zeigt ein Bauernhaus, bescheiden am Fuß einer Almwiese, die steil ist und dem Bauern die Arbeit nicht leicht macht, eine Fotografie, geklebt auf eine Karteikarte und archiviert im Museum.

Monika Wulz

EINE EPISODE AUS DER ÖSTERREICHISCHEN
RAUMFAHRTKULTUR

Als am 3. Februar 1964 frühmorgens auf den Feldern nahe dem steirischen Hengsberg eine Rakete aufgefunden wurde, waren die Bewohner von Hengsberg ratlos. Woher kam die Rakete, wie kam sie nach Hengsberg? Wer hatte sie hierher gebracht? Waren mit dieser Rakete Lebewesen auf die Erde, in die Steiermark, gekommen? Menschen, Tiere oder gar andere Bewohner des Planetenraums?

Man wusste nicht ein noch aus. Der Bürgermeister von Hengsberg, Herr Josef Stingl, wurde verständigt. Dieser fragte den Pfarrer der Gemeinde um Rat: Was war zu tun? Der Pfarrer war zwar ein belesener Mann, er hatte nicht nur Theologie, sondern auch alte Geschichte studiert. Mit Raumfahrttechnik und dem Leben außerhalb der Erde hatte er sich bisher jedoch nicht beschäftigt. Über die russischen Vorstöße in der Raumfahrt war zwar in den letzten Jahren auch in der österreichischen Presse berichtet worden. Obwohl der Pfarrer keine Kenntnis über die technischen und kulturellen Aspekte der Raumfahrt hatte, war ihm aus den Zeitungsberichten bekannt, dass es an der Technischen Universität in Graz einen Professor gab, der sich in diesem Gebiet auskannte. Sein Name war Univ.-Prof. Dr. Ferdinand Hofmokl. Durch einen Anruf an der TU Graz konnte der Bürgermeister Herr Stingl herausfinden, dass Professor Hofmokl Leiter

des dortigen Instituts für Meteorologie und Geophysik war.

Die Rakete wurde also nach Graz gebracht, wo Professor Hofmokl gemeinsam mit seinen Mitarbeitern Herrn Dipl.-Ing. Herbert Dobraunig und Herrn Dipl.-Ing. Franz Heitzinger das Flugobjekt ausführlich untersuchte. Es wurde auch noch ein Experte aus Innsbruck, Univ.-Prof. Dr. Bruno Faber vom Institut für theoretische Physik der Universität Innsbruck, dazu geholt.

„Gut, dass Sie zu uns gekommen sind“, sagte Professor Hofmokl nach einer mehrtägigen Untersuchung. „Als Mitglied und vorsitzende Nation im *Committee on the Peaceful Uses of Outer Space* ist Österreich verpflichtet, unbekannte Flugobjekte ausführlich zu untersuchen, ihre Herkunft festzustellen und die Ergebnisse an das *Committee*, das eine Teilorganisation der UNO darstellt, zu berichten. Hier haben wir es mit einem für die Forschung und Weiterentwicklung der Raumfahrttechnik besonders interessanten Fall zu tun. Er führt uns auch in die Geschichte der österreichischen Raumfahrt der 1920er Jahre zurück. Aufgrund technischer und materialkundlicher Untersuchungen sind wir nicht der Ansicht, dass es sich hier um ein Flugobjekt aus dem außerirdischen Raum handelt. Vielmehr denken wir, dass diese Rakete aus der Vergangenheit zu uns kam. Es muss sich hier um ein Flugobjekt handeln, das in den 1920er Jahren in den Weltraum geschickt wurde und seither die Erde umkreiste. Die Rakete wurde höchstwahrscheinlich von dem aus Südtirol stammenden Raumfahrtpionier Max Valier gebaut

und in die Erdumlaufbahn geschickt. Wichtiger Hinweis auf Valier ist vor allem die regional typische Keramikfigur, die in das Innere der Rakete integriert wurde. Es handelt sich um einen Südtiroler Kobold, den Valier hier aber – in Ermangelung anderer Materialien – als Gasbehälter zur Zündung des Antriebs verwendete. Ein wichtiger Hinweis darauf, dass die Raumfahrt nicht nur technische, sondern auch kulturhistorische Aspekte hat. Dass die Rakete so lange dort kreisen konnte, grenzt beinahe an ein Wunder, das wir unbedingt in die internationale Satelliten- und Raumfahrtforschung mit einbeziehen müssen.“

